

Maike Schult

Predigt über „Meine Bibel“

Universitätsgottesdienst am 30. Oktober 2016 in der Universitätskirche zu Marburg

Gnade sei mit Euch und Friede von dem, der da war, der da ist und der da kommt. Amen.

Liebe Universitätsgemeinde in Marburg,

der Anfang ist die Hälfte vom Ganzen, sagt Aristoteles. Aber eigentlich brauchen wir Aristoteles nicht, um das zu wissen. Der Anfang ist die Hälfte vom Ganzen. Das sagt uns nicht erst die Philosophie. Das sagt uns die Erfahrung. Der erste Moment entscheidet. Nicht immer alles, aber viel. Der erste Satz setzt einem Text den Ton. Die erste Begegnung bringt eine Geschichte in Gang. Manchmal als *Liebe auf den ersten Blick*.

Wir feiern heute den Anfang einer Gottesdienstreihe, und Sie haben mich eingeladen, diese Reihe zu eröffnen. „Meine Bibel“ lautet sie. Ein Titel, den Sie sich ausgeborgt haben von dem Schriftsteller Franz Fühmann. Fühmann hat 1983 einen Essay geschrieben, der „Meine Bibel“ heißt und der als Nachwort zu einer Luther-Bibel erschienen ist. Was vielleicht nicht so bemerkenswert wäre, wenn man nicht wüsste, dass Fühmann Schriftsteller war in der DDR und die DDR nicht gerade das, was man einen religionsaffinen Staat nennt. Franz Fühmann also war Schriftsteller in der DDR, aber er hat mehr als *ein* totalitäres System kennengelernt. Sein Lebensweg wird gern stationiert an folgenden Punkten: Jesuiteninternat, Wehrmacht, Kriegsgefangenschaft in Russland und schließlich die DDR. „Fühmann war von klein auf zum Fanatismus erzogen worden“, sagt ein Rezensent über ihn und meint damit offenbar all dies gleichermaßen: Katholizismus, Nationalsozialismus, Stalinismus, Sozialismus. Tatsächlich gilt Fühmann als einer, der oft Schwarz-Weiß dachte und dann doch nach Wahrheit suchte. Einmal schrieb er an Klaus Höpcke, den sogenannten „Bücherminister“ der DDR und höchsten Zensor des Landes, einen offenen Brief. Darin heißt es: „Weder ein Einzelner, noch ein Berufsstand, noch irgendeine soziale Organisation oder politische Gruppierung ist im alleinigen Besitz der Wahrheit.“ Der Brief wurde natürlich nicht veröffentlicht. Veröffentlicht aber wurde der Essay, nach dem Sie Ihre Gottesdienstreihe benannt haben: „Meine Bibel. [Punkt] Erfahrungen“.

Ich habe Fühmanns Essay für diesen Gottesdienst erstmals gelesen und war erstaunt, wieviel Wärme und Detailkenntnis er darin ausspricht. Man hätte es vielleicht nicht erwartet für einen, der das Label trägt „DDR-Schriftsteller“. Aber Fühmann kannte „seine“ Bibel. Er kannte ihre Bilder, Gestalten und Konflikte. Sie verwoben sich mit seinen *Erfahrungen* und sprangen, so schreibt er, aus den Blättern hervor „wie ein Tiger, der das Frommsein aufreißt und in die Wunden das Salz der Fragen streut.“ Fühmann erlebt die Bibel als unruhestiftend und ehrlich. Als ambivalent, subversiv und widersprüchlich. Eindeutig nur solange, wie man sie *nicht* liest. Ein Buch aus vielen Büchern, das ihn als Kind fasziniert und später herauswirft aus seinem Kindsein: „Ich begann die Geschichten der Bibel zu lesen: Ein Riß; und der Abgrund Mensch klaffte auf.“

Ich komme nicht aus der DDR. Ich komme aus dem kleinen Grenzgebiet. Aus Lübeck. Aber ich habe meine ganze Kindheit über mit diesem Riss einer anderen Seite gelebt. Ich bin auch selbst in die DDR gefahren und habe ahnungslos mit im Auto gesessen, wenn meine Eltern unter meiner Rückbank Bibeln in die DDR geschmuggelt haben. Doch auch wenn ich das von den Bibeln unter der Bank lange nicht wusste und bis heute nicht weiß, ob es stimmt, so fühlte ich doch: der Anfang ist vielleicht die Hälfte vom Ganzen. Aber die Hälfte vom Ganzen ist mit Blick auf das andere Deutschland eben: zu wenig.

Wenn ich an meinen Anfang mit der *Bibel* zurückdenke, dann kann ich mich vor allem gar nicht an einen echten Anfang erinnern. Biblische Geschichten waren um mich herum wie das Ein- und Ausatmen. Sie wohnten in schmalen Bänden mit festem Einband im Regal und stiegen auf in der Stimme meiner Mutter und in den Bildern von Kees de Kort. Eine einfache, faszinierende Welt, an der ich mich nicht sattsehen konnte. Esel, Schafe und Kamele, gewürfelte Häuser, Sterne und Sandalen. Vor allem aber die Menschen. Immer mehr als nur einer. Aber immer mit einem, der besonders war: Jesus. Diese Menschen brachen Brot und tranken Wein aus bauchigen Krügen, und der Wein war so sämig, als flösse er mir beim Blättern direkt in Hand. Die Figurenmenschen hatten alle die braunen Augen meiner Mutter. Und wenn sie las, zähmte *ihre* Stimme den Sturm und brachte meinen Tag zur Ruhe.

Die Sturmstillung hatte es mir besonders angetan. Ich sehe es bis heute vor mir: das kleine aufgeschreckte Schiff mit dem angerissenen Segel. Die wüst geschichteten Wellen und ein Jesus, der einfach nicht wach werden will. Was die Jünger auch tun. Sie reißen die Augen auf, schlagen sich die Hände ans Gesicht und schöpfen Wasser aus dem Boot, um nicht zu

ertrinken. Um sie herum nur Gischt und tosende See und dieser Jesus, der sich nicht bewegt, ihnen zu helfen. Endlich wird er wach. Er steht auf, stellt sich den Jüngern entgegen und bohrt mit ausgestrecktem Finger eine Frage in ihre Gesichter: „Warum habt ihr Angst? Ich bin doch da.“ Komische Antwort, finde ich. Aber wenn man die Seite umblättert, hat er recht: Der Sturm ist fort. Das Wasser still. Endlich Ruhe. Schlafenszeit.

Diese biblischen Buchbilder waren eine Welt. Aber sie konnten mühelos mit anderen Welten in mir verschmelzen: Sagen, Märchen, Pixi-Bücher. Weißt Du, wieviel Sternlein stehen. Kennt auch dich und hat dich lieb. Dabei ging es oft darum, lieb und sogar der Liebling zu sein, und das war ungeheuer anspornend. Ich war natürlich die Gute. Goldmarie, nicht Pechmarie. Rahel, nicht Lea. Selbst Jesus hatte einen Lieblingsjünger: Johannes. Aber ich hatte keine Lust, Johannes zu sein. Wenn schon Kind Gottes – warum nicht gleich Jesus? Er war mir seit der Sturmgeschichte nicht mehr ganz sympathisch. Vielleicht konnte er ausgetauscht werden? Ich war vier Jahre alt und fragte es meine Mutter: „Warum hat Gott sich eigentlich gerade Jesus als Kind ausgesucht? Er hätte ja auch ein Mädchen nehmen können. Mich zum Beispiel.“ Meine Mutter war Religionslehrerin. Von Gender hat sie nie etwas gehört. An ihre Antwort kann ich mich trotzdem erinnern: Mein Vorschlag sei nicht schlecht. Aber was Jesus zu sagen hatte, sei sehr ungewöhnlich gewesen. Die Menschen seiner Zeit hätten ihm schon nicht geglaubt, obwohl er ein Mann war. Da wäre es kaum leichter für Gott gewesen, wenn er mich geschickt hätte. Ich gab mich zufrieden, aber nur vordergründig. Als uns in der Grundschule die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern erzählt wurde, malte ich Joseph in mein Heft mit blauem Rock und dunklem Bart. Ein Mann also. Trotzdem war völlig klar: Auch das war ich, und hingebungsvoll malte ich jede Garbe und jeden Stern, der sich vor ihm verneigte.

Ich kannte also die Bibel. Von Anfang an. Nicht von *ihrem* Anfang an. Nicht als ein Buch mit A und O, Anfang und Ende und mit einem ersten Satz als der Hälfte vom Ganzen. Ich kannte sie von *meinem* Anfang an, und ich kannte sie anfangs nur in leuchtenden Farben und schlanken Portionen. Alles hatte mit allem zu tun. Vor allem auch mit mir. Und es war gut, auf der Seite des Guten zu sein und seine Lampe gut gefüllt zu halten. Wie die klugen Jungfrauen im Gleichnis, die sich vorbereiten auf die Ankunft des Bräutigams. Jesus als eine Art Prinz also.

Man kann aber nicht auf alles vorbereitet sein im Leben. Auch nicht mit der Bibel. Als meine Mutter starb, war ich sechzehn. Jetzt griff ich allein nach der Bibel. Ich hatte gedacht, dass mir hier der Trost aus den Seiten entgegenfallen müsste wie die Sterne in Sterntalers Kleid. Stattdessen fand ich klein gedruckte Genealogien, die mit dem Abbruch in meiner Lebensgeschichte keine Silbe ins Gespräch kamen. Ich glaube, hier wurde mir zum ersten Mal bewusst, dass die Bibel nicht nur aus lebendigen Geschichten besteht. Sondern ein Buch ist, das sich wieder aus Büchern zusammensetzt. Bücher, zu denen man nicht gleichermaßen Zugang findet und manchmal auch gar nichts für das eigene Leben.

Heute weiß ich besser als damals, dass eben solche Brüche im Leben dazu führen können, dass Menschen ganz den Kontakt zur Bibel verlieren. Dass sie die leuchtenden Bilder der Kindheit nicht verbinden können mit dem, was ihr Leben verschattet. Dass sie dann das Buch, all die Gestalten und Geschichten, zurückstellen ins Regal und auch innerlich den Deckel zuklappen. Obwohl es einen guten Anfang gab. Der dann aber nicht reicht für ein ganzes Leben.

Franz Fühmann sagt in seinem Essay, es gebe zwei Möglichkeiten, sich den Zugang zur Bibel zu versperren: wenn man zu klein oder wenn man zu groß von sich denke. Glaube man, das Wort nicht verstehen zu können, scheitere man schon an der Schwelle. Denke man sich selbst zu weise, halte man die biblischen Bücher für Ammenmärchen. Dann stoße man mit der Stirn an den Türpfosten und gelange auch nicht hinein. Nur der, der wirklich eintrete, offen und aufnahmebereit, der könne mit dem Buch wachsen.

Ich denke, das stimmt. Aber ich möchte auch noch ein anderes hinzufügen, das Menschen den Zugang zur Bibel versperrt und sie hindert, ihre Lebenserfahrungen und die Bibel zusammen zu bekommen und mit dem Buch zu wachsen. Und das sind die großen Erwartungen, die mit der Bibel verbunden sind. Die es als „Buch der Bücher“ herausheben, Wahrheit beanspruchen und Leseerwartungen wecken, die sich so nicht einlösen lassen. Die die Menschen schon an der Schwelle befangen machen und verhindern, dass sie frei eintreten, sich umschaun, sich in der Bibel bewegen und überhaupt aussprechen könnten, was ihnen beim Lesen durch den Kopf geht. Ihre echten Leseerfahrungen. Nicht das, was sie meinen, erleben zu sollen.

Ich stelle mir die Bibel heute darum lieber als eine Bibliothek vor. Nicht als ein Buch. Nicht als das „Buch der Bücher“. Sondern als einen Raum antiker Schriften, voll Gestalten und

Geschichten, aber auch voll fremder Worte, die erst übersetzt werden müssen und trotzdem nicht alle in der Gegenwart ankommen. In dem Kieler Kontext, in dem ich arbeite, hatte ich so eine Bibliothek lange vor Augen. Von meinem Büro aus sah ich direkt auf ihren Haupteingang. Ein schnittiges, modernes Gebäude mit großen Glasfenstern zwischen grauem Beton. Über dem Eingang steht eine Schrift: „Manche leuchten, wenn man sie liest.“ Und wenn es dunkel wird in Kiel, dann gehen die Lichter dieses Satzes auf, helle Buchstaben aus weiß-gelbem Neonlicht, und schreiben weithin sichtbar in den Abend, was den Besucher im Inneren der Bibliothek erwartet: Eine Welt voll Bücher.

„Manche leuchten, wenn man sie liest.“ Dieser Satz kommt mit der Dunkelheit, aber er kommt als Versprechen. Er verspricht, dass es heller wird, wenn man sich ins Lesen versenkt. So jedenfalls sieht es Elsbeth Arlt, die dieses Kunstwerk geschaffen hat. Es ist ein Loblied auf all die Bücher, die dort in Regalen und Magazinen ruhen. Bücher, die auf einen Benutzer warten, der sie liest und wieder ins Leben ruft. Zu solch schlummernden Schätzen gehören zum Beispiel ein Original-Exemplar des September-Testaments, der ersten Ausgabe von Luthers deutscher Übersetzung des Neuen Testaments von 1522 also, und vier Blätter des Thesenanschlags, mit dem die Reformation begann.

Ich wünschte mir, dass die Künstlerin auch die Bibel mit so einer Leuchtschrift versehen würde. Als eine der ältesten Bibliotheken, in der auch manches leuchtet, wenn man es liest. In dunklen Stunden, aber auch dann, wenn die Tage wieder länger werden. Als ein Versprechen käme dann dieser Satz, dass das Lesen der Bibel wirklich erleuchten kann, Licht und Wärme spendet und Wege leitet: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Weg.“ Ich höre es aber auch als Entlastung: Manche leuchten. Manche nicht. Es darf mich auch langweilen oder entsetzen, was hier zu lesen ist. Ich muss nicht das Ganze gutheißen. Ich kann wählen. Ich stelle mir vor, dass Leser und Leserinnen der Bibel genauso eingeladen wären, einzutreten, umherzustreifen und eigene Erfahrungen mit der Bibel zu machen, wie die Nutzer der Kieler Universitätsbibliothek. Manches für sich aufleuchten zu sehen. Anderes schon nach dem ersten Satz wieder zurückzustellen ins Regal. Worte auszuleihen. Worte wieder zurückzugeben. Denn die Worte der Bibel sind ja eben: *geborgt*. Sie waren vor mir da. Sie werden nach mir sein. Und sie sind da, potentiell leuchtend, auch wenn gerade niemand sie liest.

Wer die Bibel als Bibliothek sieht, der kann vielleicht leichter einstimmen, dass unser Verstehen sich ohnehin nur in vielen Sprachen, vielen Zugängen ereignen kann. Dass wir immer übersetzen müssen. Von Buch zu Buch. Von Buch zu Erfahrung. Von Mensch zu Mensch. Dass das aber eben auch Reichtum heißt. Nicht nur Strafe, wie es der Turmbau zu Babel erzählt. Und dass es uns vielleicht großzügiger macht. Neugieriger auf das, was andere zu sagen haben. Der algerische Schriftsteller Kamel Daoud hat es so gesagt: „Der Mann vieler Bücher ist tolerant. Der Mann eines Buches ist intolerant. Es bedarf vieler Bücher, um frei zu sein.“ Und ich denke: Es bedarf vieler Männer und vieler Frauen, die frei lesen und ihre eigenen Gedanken und Erfahrungen nicht beugen müssen vor der Autorität eines Buches. Sondern sie zusammenflechten können mit einem Chor aus vielen Stimmen. Dass dies durch die Vielstimmigkeit der Bibel gerade *erlaubt* ist und man diesen Reichtum entdeckt, wenn man sie liest – das wäre dann doch: ein guter Anfang.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.